

Illustriertes Erzgebirgisches Sonntagsblatt

Tageblatt
Annaberger Wochenblatt
Hauptzeitung des Obererzgebirges



Volkstrauerlag.

Den 2 000 000 gefallen deutschen Helden zum Gedächtnis.

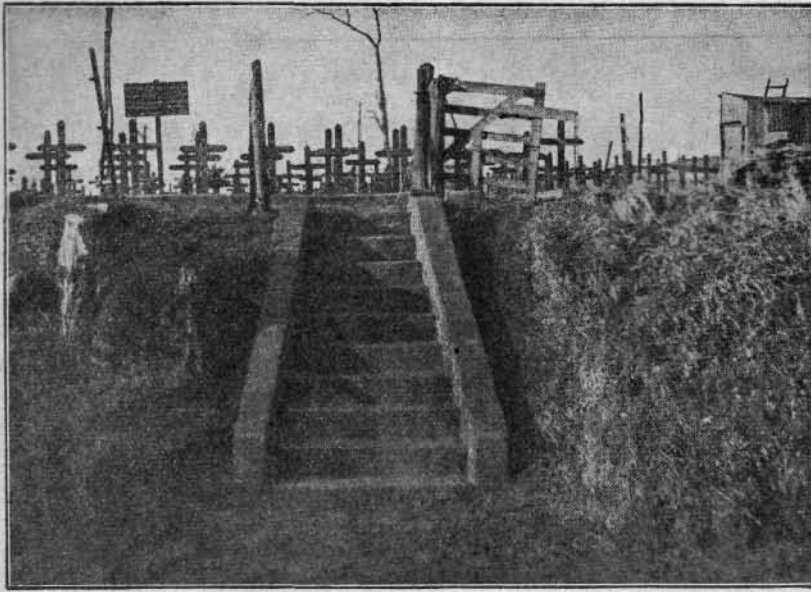
Notzeit in Deutschland! Die Not geht um in unserem Vaterland. In Hütten und Palästen, in Stadt und Land ist sie zu Gaste. Wie ein unheim-

liches Gift dringt die Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit immer tiefer in unsere Seele.

Auf allen Lippen schwebt die Frage: Werden



Sarkophag zwischen den beiden Sammelgräbern auf der deutschen Ehrenflähe Viry-Nouveau, Dép. Aisne, Frankreich. Errichtet vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. — Die Sammelgräber sind mit Bruchstein eingefast und mit Wildrosen bepflanzt.



Eingang zur deutschen Kriegsgräberstätte Saignies, Dép. Pas de Calais, Frankreich, im ursprünglichen Zustand.

wir einen Weg aus der Verzweiflung finden, oder müssen die letzten Funken Hoffnung verglimmen, da wir nicht mehr die Kraft aufbringen, die Glut zu entfachen zur heiligen Flamme glaubensfroher Zuversicht: Es muß doch wieder Frühling werden!

In eine solche Zeit hinein läuten die Glocken vom hohen Turm: *Reminisziere*. Gedenket der Toten des Weltkrieges! So mancher wird vielleicht sagen, laßt die Toten ihre Toten begraben, wir haben jetzt keine Zeit, unser ganzes Denken und Tun gehört den Lebenden. Jene haben ausgekämpft und ausgelitten und schlafen in guter Ruh, diese aber stehen mitten im Kampf um das tägliche Brot. An ihrer Seite zu stehen, ist höhere Pflicht, als Totenfeiern abzuhalten und die müden Seelen noch mehr zu belasten mit der Erinnerung an die furchtbare Stunde der Gewißheit: der, den du liebst, kehrte nicht heim.

Hätte der Volkstrauertag die Aufgabe, alte, vielleicht erst oberflächlich vernarbte Wunden wieder aufzureißen, wollte er, worauf sein Name allerdings hindeutet, Trauer in die Herzen unseres Volkes, der Eltern und Bräute, der Witwen und Waisen, der Kinder und Kindeskinde hineinsenden, dann hätte er seinen Zweck verfehlt. Welche Aufgabe der Volkstrauertag hat, darauf weist schon seine Festlegung auf einen Sonntag im Vorfrühling.

„Die Besten unseres Volkes sind nicht gestorben, damit die Lebenden tot seien, sondern daß die Toten lebendig würden!“

Nicht ist daher der Volkstrauertag ein Tag der Trauer, des Verlierens in Klage und Mutlosigkeit, sondern ein Tag des Aufbruches, des ersten Willens, das Vermächtnis dieser 2 Millionen zu erfüllen. Ueber dem Totensonntag oder dem Allerseelentag steht das uralte Philosophenwort: Die Hoffnung ist bei den Lebenden; der Volkstrauertag sagt uns aber: sie ist auch bei den Toten!

Volkstrauertag begehen bedeutet also: aus der Vergangenheit schöpfen, um für die Zukunft zu bauen.

Siehe, Deine Gefallenen kommen am Volkstrauertag zu Dir. Sie sind eine Saat, die von Gott in unsere Herzen gesät ist, um frisches Leben und neue Kräfte zu treiben, die Kräfte, die sie befähigte, in Not und Tod

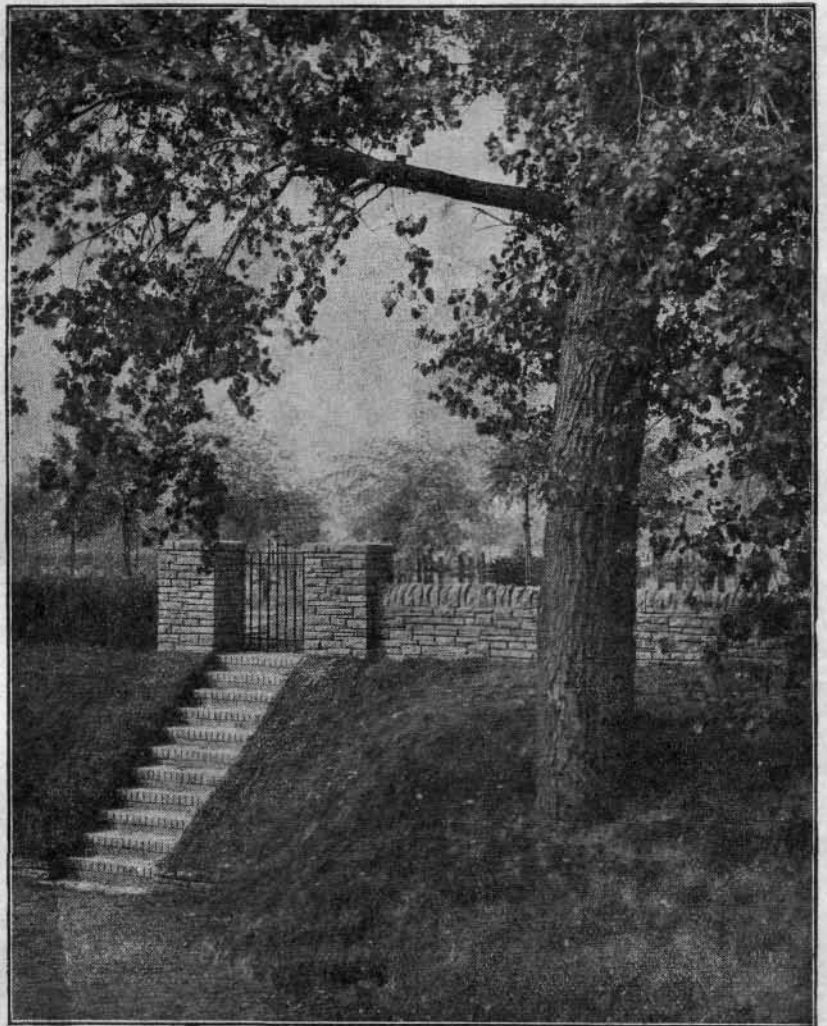
auszuhalten: der Glaube an das Recht, die Hoffnung auf den Sieg und die Liebe zur Heimat.

Reminisziere heißt: zielsicheres Vorwärtsschreiten im Geist und Willen derer, die von uns gegangen sind.

Das Gedenken an unsere Toten gibt uns den Glauben wieder, jenen unerschütterlichen Glauben, der sie beehrte, als sie in den Kampf gingen: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!

Volkstrauertag, an der Schwelle des Frühlings, bringt uns die Hoffnung auf die Wiederauferstehung unseres Volkes und Vaterlandes, auf die Sonne, die durch die Wolken bricht, wenn jetzt auch noch der Sturm durch die deutschen Gauen fegt und alles niederzureißen droht.

Und letztlich soll aus der Erinnerung jene Liebe wieder erwachsen, die auch zum letzten Opfer bereit ist. Auf diese Liebe weist uns auch der Passionssonntag. Jesus Christus opferte sich, um uns Frieden zu geben. So werden wir von der Liebe



Eingang zur deutschen Kriegsgräberstätte Saignies, Dép. Pas de Calais, Frankreich, nach dem Ausbau durch den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

unserer Gefallenen hingeführt zu der ewigen Liebe Gottes.

Volkstrauertag in der Passionszeit! Ueber uns leuchtet verjöhnt das Kreuz von Golgatha und vor uns stehen die 2 Millionen Kreuze der Gefallenen, von denen es herüberklingt als Fanal in eine neue deutsche Zukunft:

„Als die Sterbenden und siehe, wir leben!“



Peter Torstades Erben. Roman von Ida Bock.

6

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W 62.

Nachdruck verboten.

In ihm schrie es nach Wärme, Helle, Fröhlichkeit, als Entschädigung für all das Elend, das er durchgemacht! Seine Jugend, die durstige Lebensbejahung rangen mit dem Grauen der vergangenen Jahre, wehrten sich gegen die düsteren Schatten, die ihre Fangarme nicht von ihm lassen wollten. Aber all sein Ringen brachte ihn nicht heraus aus der harten Tretmühle des engen, sorgenvollen Alltags — bis Onkel Behring seinen Weg zu Peter Torstade geleitet hatte.

Wenn er jetzt daran dachte, wie er Angst, richtige Angst vor der Abhängigkeit gehabt, in die er sich zwingen sollte, Angst vor dem schrulligen alten Mann, über den ihn der Onkel Sanitätsrat wohl sehr gemäht, um ihn nicht von vornherein abzuschrecken, aufgeklärt hatte, ihn aber doch als unduldsam, hart, rechthaberisch, starr allem Neuen gegenüber schildern mußte. Und mit dem Manne sollte er arbeiten! Aber — er mußte doch wohl von allem Anfang an den rechten Ton gefunden und sich so gegen das sonst immer wache Mißtrauen Peter Torstades gesichert haben; denn nichts von dem, was er gefürchtet, war eingetroffen: Gute Freunde wurden sie, der Alte und der Junge. Erich Körner dehnte sich wieder wohl: Es war doch schön, sich nicht mehr vor dem Morgen fürchten zu müssen! Schön auch, daß ihn das Unternehmen interessierte und der Gedanke, Peter Torstades Werk einmal weiter zu führen, fast lieb geworden war. Freilich — wenn es einmal sein Werk werden sollte, würde manches anders werden müssen, darüber war er sich längst im klaren. Sein Werk? Und Peter Torstades Sohn, den Onkel Julius doch gekannt? Dieser etwas fagenhafte Jan Torstade, der ganz plötzlich von der Bildfläche verschwunden war und von dem man niemals sprechen durfte? Eigentlich fetsam, dieser alte Mann! Lebte da Jahr um Jahr sein doch so freudloses Leben, sammelte Reichtümer — regte sich über kleine Verluste im Geschäftes maßlos auf, obwohl sie ihm heute doch kaum mehr nahe gehen konnten. Warum? — Für wen? Und daß auch einer Kraftnatur wie Peter Torstade in absehbarer Zeit ein Ziel gesetzt würde, gegen das es kein Anrennen gab, das mußte er doch! Für wen also hatte er gelebt, gearbeitet? Das einzige Mal, da Peter Torstade aufgebraut und Erich gegenüber den freundschaftlichen Ton verloren hatte, war gewesen, als anläßlich eines Gesprächs über die Zukunft des Unternehmens der Name Jan Torstade von Erichs Lippen fiel. Donnerwetter, war der Alte wild geworden!

„Ich habe keinen Sohn! Es gibt keinen Jan Torstade, ich kenne ihn nicht — will ihn nicht kennen — merken Sie sich das, und wagen Sie es nicht, den Namen noch einmal vor mir zu nennen!“

Dabei war es geblieben. Erich hielt sich, diesen wunden Punkt noch einmal zu berühren! Schließlich — was ging ihn diese Privatangelegenheit des alten Herrn auch an! Wenn dieser Jan Torstade dem Vater Veranlassung zu dieser Härte gegeben, geschah ihm recht und er mußte die Folgen tragen! — Wollte er das aber nicht — wenn er überhaupt noch lebte — dann würde er sich wohl zur rechten Zeit und mit den geeigneten Mitteln gegen die Härte des Vaters auflehnen!

Daß Erich sich unter allen Umständen gesichert fühlen durfte, mußte er — und — einer, der den Standpunkt einnimmt, alles zu erraffen, nötigenfalls durch die Inszenierung einer Art Erbschleicherei, war er wirklich nicht! So, wie sich sein Leben jetzt gestaltet hatte und aller Voraussicht nach weiter entwickeln würde, war es ihm recht! Gewiß... Herr sein über ein großes Vermögen, — unumschränkt schalten und walten dürfen, ohne sich von irgend jemandem dreintreden zu lassen — — schön mußte es schon sein! Aber — — besser, man dachte gar nicht so weit voraus und ließ alles hübsch an sich herankommen! Es war ja wunderschön, so wie es geworden — —!

Erich Körner gähnte. Dann schloß er die Augen. Je weniger einer arbeitet, um so lässiger wird er, wahrhaftig! Dabei bemerkte er jetzt erst, daß sich die Wolken immer drohender zusammenballten und ein starker Wind vom Meer herüber strich.

„Ach was — so schnell wird das Gewitter schon nicht kommen!“ das war sein letzter Gedanke, ehe er fest einschlief.

Ein lang nachhaltender heftiger Donnerschlag weckte ihn. Er sah sich ganz verstört um: War das finster geworden! Das Meer türmte sich in hohen, sich übereinanderstürzenden Wogen, und der dumpfe Knall der gegen den Strand anschlagenden Wellen und das laute Knirschen des Sandes, den die Flut

beim Zurückströmen immer mit sich riß, mischten sich in die jetzt in kurzer Aufeinanderfolge ertönenden Donnerschläge.

Erich lief mit langen Sprüngen gegen das Kurhaus, machte da einen Augenblick Halt und da es in großen Tropfen zu schütten begann, rannte er dann doch noch die kurze Strecke zu seinem Hotel hinüber, weil ihm das ratamer schien, als das längere Verweilen im Kurhaus. Es sah nicht so aus, als würde das Unwetter nur von kurzer Dauer sein, und er hatte weder Ueberrock noch Schirm!

Gerade als er, schon tüchtig naß geworden, in die Halle des Hotels trat, kam ihm ein Boy entgegen und streckte ihm ein Telegramm entgegen.

„Soeben für Herrn Doktor angelangt!“

Erich riß die Depesche auf und zuckte erschrocken zusammen:

„Rückkehr sofort erwünscht, Torstade erkrankt.“

Onkel Julius.“

Herrje! — wenn der Onkel so telegraphierte, dann war die Sache ernst! Einen Augenblick lang glitt Erichs Blick wie bedauernd hinaus. Es war jetzt schon zu finster, um die weiße Schaumlinie der Brandung von hier aus zu sehen, aber das dumpfe Donnern der aufgeregten Wogen war bis hierher hörbar.

„Sturmmelodie zum Abschied!“ sagte Erich Körner, als er um wenig später in seinem Zimmer seinen kleinen Koffer schloß. „Ob das symbolisch zu nehmen war für das, was jetzt kommt — —? Ach was — abwarten!“

Er zündete sich eine Zigarette an und lief eilig die Treppe hinab. Die Zeit reichte gerade noch, um den letzten Zug zu erwischen.

V.

Als Erich Körner das stille Haus am Holstentor betrat, begrüßte ihn die alte Annette mit einem so verzweiferten Gesicht, daß er ganz erschrocken fragte: „Um Gottes Willen — — ist er schon — —?“

„Noch nicht — — aber ich meine immer — — er wartet nur noch auf Sie, Herr Doktor!“

Das gebrechliche alte Weibchen begann jammervoll zu schluchzen. Sie hing an dem knurrigen alten Mann, mit dem ihr eigenes Leben seit so vielen Jahren verknüpft gewesen, so daß sie sich's gar nicht denken konnte, wie das werden sollte — — ohne Peter Torstade — — ihren Herrn.

Erich Körner strich ihr sachte über das schlohweiße Haar.

„Solange einer lebt, muß man immer noch hoffen!“

„Aber nicht — — wenn einer über siebzig ist — — einer wie er, der fast nie krank gewesen! Da ist es gleich letztes Läuten — — o, ich weiß es!“ sagte sie still und öffnete die Tür des Wohnzimmers.

Doktor Behring, der im Erker gesessen war, erhob sich.

„Na, da bist du ja, Junge — — gottlob!“

„Steht es schlecht, Onkel?“ fragte Erich hastig und sah forschend in das ernste Gesicht des Onkels. Der zuckte wie hoffnungslos die Achseln.

„Schlaganfall — — fast vollkommene Lähmung! Wir wollen um seinetwillen nicht hoffen, — — daß die Dual lange währt! Aber nun komm hinein — — er hat den ganzen Tag nach der Tür gesehen, als erwarte er dich!“

„Ist er bei Bewußtsein?“

„Zeitweilig. Mit dem Sprechen geht es sehr hart — man muß höllisch aufpassen, um ihn zu verstehen — also komm nur — — und nimm dich zusammen, Junge, laß dir nichts anmerken!“

Es ergriff Erich Körner doch mächtig, als er das halbverdunkelte Schlafzimmer betrat und neben dem Bette stand, in dem der massige alte Mann lag, dessen Gesicht sich in den wenigen Tagen, da er es nicht gesehen, so unheimlich verändert hatte. Verfallen und leichenhaft fahl, lag doch auf den früher so harten scharfen Zügen ein sanfterer Ausdruck, der Erich fetsam weh tat. Er neigte sich über Peter Torstade und ergriff ganz zart die Rechte, die unbeweglich, wie leblos, auf der Decke lag.

„Ich bin schon da, Onkel Torstade!“ sagte er ganz leise.

Der Kranke schrak zusammen, hob mühsam die Lider, ein Blick des Erkennens streifte Erichs Gesicht. Der Kranke war sichtlich bemüht, zu sprechen. Erich brachte sein Ohr ganz dicht an Torstades Mund:

„Wünschen Sie etwas?“

Schwerfällig gehorchte die Zunge. Nach mehrfachen Versuchen, die ein fast tonloses Lallen ergaben, formten sich zögernd, wie widerwillig, abgebrochene Worte:

„Brief — unter Kissen — lesen — schwören — folgen gib Wort!“

Mit Anspannung seiner ganzen Aufmerksamkeit erfaßte Erich die Worte. Seine beiden Hände schlossen sich um die kalten Finger des Sterbenden:

„Ich schwöre bei meiner Ehre, zu tun, was Sie von mir verlangen!“

Er fühlte einen schwachen Druck der kalten Hand, dann breitete es sich wie ein leichter Schleier über das verfarbte Gesicht, ein Aufatmen hob die mächtige Brust, als sei sie jetzt von einer schweren Last befreit. Ein kurzes Köcheln noch und Peter Torstade war hinübergegangen in das stille Reich, das ihm so gar nicht als Ziel seiner Sehnsucht erschienen war.

Sanitätsrat Behring schloß dem alten Freunde sanft die Augen und strich sich über das erregte Gesicht:

„Schlaf in Frieden!“ sagte er leise und sich an Erich wendend, der erschüttert auf den Toten starrte, schob er seine Hand unter dessen Arm:

„Wie traurig, daß ein solcher Prachtmensch durch sich selbst so wenig Glück und Freude im Leben hatte! Daß er außer uns beiden wirklich keinen Menschen in der Welt besaß, der ihm nahe stand und der jetzt durch sein Ableben schmerzhaft berührt wird!“

Auffschreckend sagte Erich — dabei dämpfte er seinen Ton fast zum Flüstern und sein Blick glitt wie unwillkürlich hinüber zu dem stillen Schläfer —

„Aber — — sein Sohn — Onkel!“

„Jan — — ja — — vor allem, Junge — — nimm den Brief an dich, von dem der Arme sprach! Er wird wohl Aufschluß geben!“

Erich Körner griff mit einer fast scheuen Bewegung unter das Kopfkissen des Toten und nahm den Brief an sich, der in versiegelttem Kouververt dort verborgen lag. Schon wollte er den Umschlag lösen — ihn öffnen — — als sein Blick auf Schriftzeichen von der festen Hand des Verstorbenen fiel, ein längerer Satz stand auf der Adressseite.

Erich Körner schaltete das Mittellicht an und las:

„Erich Körner soll dies hier erst am Tage nach der Testamentseröffnung lesen — darum bittet ihn Peter Torstade.“

Körner reichte seinem Onkel den Brief hin.

„Da muß ich wohl folgen, Onkel!“

Behring nickte: „Gewiß — —“

Die nächsten Tage brachten die einem Sterbefall immer folgende Unruhe. Erich übernahm selbstverständlich die Vertretung des Senators im Büro, da es fortlaufend Erledigungen gab, die keinerlei Aufschub duldeten. Es war ganz selbstverständlich, daß, da sonst keinerlei Anverwandte bekannt waren, Sanitätsrat Behring und Erich die Verfügungen über die Bestattung übernahmen und alle Formalitäten erledigten. Sie waren auch die einzigen wirklichen Leidtragenden in dem ungeheuren Zuge, der dem Sarge folgte.

Selbsterweise hatte sich in seinem Portefeuille nichts von der Hand des Senators gefunden, als ein Zettel, auf dem nur die Worte standen:

„Nicht verbrennen — — zu Staub werden!“

So nahm man dies als letztwillige Verfügung und bettete ihn in die Erde.

Am Abend des Begräbnistages war es. Erich Körner saß allein in seinem Zimmer in dem alten Haus am Holstentor, in dem es ihm jetzt noch stiller schien als bisher. Der Sanitätsrat war heimgegangen, die alte Annette hatte Erich ins Bett geschickt — und nun saß er allein. Es war ihm unbehaglich zu Mute. Zu schnell war die Veränderung die eine so einschneidende geworden war, über ihn herein gebrochen. Daß er vorher in seinen Gedanken nie den Tod des alten Herrn ernsthaft erwogen! Peter Torstades blühendes Aussehen, seine unerschütterte Gesundheit, hatten trotz seines hohen Alters den Gedanken nicht aufkommen lassen.

In wenigen Tagen sollte die Testamentseröffnung stattfinden! Was sie wohl bringen würde? Ob der harte alte Mann sich doch noch Jans, der sein Kind war, erinnerte hatte — und ob er vielleicht gar gewußt, wo dieser Jan lebte, den von dem Ableben des Vaters zu verständigen jetzt Pflicht

war, — ob es noch Menschen gab, die ihm nahestanden und die Rechte des Sohnes teilten? Seltsam, wie das Leben spielt: Wenn da jetzt am Ende Weltfremde hierherkamen in das stille Haus! Augen, die so ganz, ganz anders blickten, als die Peter Torstades, über alles hinglitten, am Ende nicht immer freundlich, sondern ablehnend! Und er selbst? Wie würde er sich wohl zu denen stellen, die ihm gegenüber treten konnten und in ihm den unliebsamen Eindringling sehen mußten?

Seine Hand griff nach dem Briefkouververt, das in seiner Brusttasche lag. Enthielt es die Antwort auf all die Fragen? Und was forderte der alte Mann wohl von ihm, daß er ihn so ernsthaft mit seinem Wort gebunden. Hoffentlich nichts, was sich nicht mit seinen Anschauungen vertrug! Hoffentlich verpflichtete er ihn nicht zu den Haßgefühlen, die Peter Torstade bis zum Schluß erfüllt hatten! Hatte ihn nicht auch darin zu seinem Nachfolger ausersehen!

Dagegen lehnte sich Erich Körners ganzes Empfinden auf.

Zwei Tage nachher erfolgte in dem ehemaligen Privatkontor des Verstorbenen die Eröffnung des bei dem langjährigen Anwalt Torstades deponierten Testaments. Es trug das Datum des Tages, an dem Erich Körner sich bereit erklärt hatte, dauernd in den Dienst des Hauses Torstade zu treten. Genau ein halbes Jahr, nachdem er ins Haus gekommen.

Die letztwillige Verfügung war sehr kurz gehalten. Außer ein paar Legaten an alte Beamte und Diener des Hauses, vermachte der alte Herr sein ganzes Vermögen Erich Körner, den er auch ermächtigte, das Unternehmen weiter zu führen oder zu liquidieren.

„Ich habe Dr. Erich Körner als einen durchaus ehrlichen, rechtschaffenen und uneigennütigen Menschen erkannt, ich danke ihm das trostreiche Gefühl, daß es solche ab und zu doch noch zu geben scheint und bin ihm dafür dankbar! In welcher Weise er mein Eigentum verwertet, wie er mein Werk weiterführt oder — nicht weiterführt — das sei vollkommen ihm überlassen. Ich besitze keinerlei Verwandte, die ein Recht auf das besäßen, was ich in jahrelanger Arbeit allein erworben,“ hieß es in dem Testamente.

„Die Angelegenheit ist ja ganz klar“, sagte der Anwalt, nachdem er Erich Körner beglückwünscht hatte. „Der Wille des alten Herrn läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig — — und daß er damals im Vollbesitze seiner geistigen Kraft war, wissen wir ja alle! Wenn es Ihr Wunsch ist, Herr Doktor, werde ich die Verlassenschaftsabhandlungen durchführen. Ich kann wohl hoffen, daß mir Ihr Vertrauen erhalten bleibt, und ich mich weiter als Anwalt der Firma betrachten darf. Der Name der Firma wird wohl unverändert bestehen bleiben, nicht wahr?“

„Selbstverständlich — — daran wird nicht gerührt — — aber sagen Sie bloß, lieber Doktor — — das geht doch alles nicht so ohne weiteres!“ sagte Körner unbehaglich.

„Was geht nicht?“

„Na — — so das Ganze! Daß ich mich da hereinsetze als Herr und Besitzer — — ich — ein Wildfremder — — Wenn der Sohn nun doch am Leben ist, oder Angehörige des Sohnes existieren? Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß unter Umständen mit dem Testament an Menschen, die erberechtigt sind, ein unerhörtes Unrecht begangen wird!“

„Wollen Sie mit Sentimentalitäten einsehen, Herr Doktor Körner?“

„So darf man mein Rechtsempfinden wohl nicht nennen, Herr Justizrat. — Ich will und muß darüber beruhigt sein, daß Rechte anderer nicht verletzt werden. Sie müssen direkte Erben nach Herrn Torstade aufrufen. Vielleicht gibt es welche.“

„Es könnte sich höchstens um einen Pflichtteil handeln. Ein solcher Aufruf erfolgt ohnehin von Amts wegen!“

„Das erscheint mir nicht als genügend, lieber Justizrat! Das könnte übersehen werden — — ich will direkte Aufrufe an Jan Torstade oder seine Leibeserben in den großen Tageszeitungen des In- und Auslandes eintrüben!“

„Wenn Sie das beruhigt, lieber Herr Dr. Körner — warum nicht? Aber wer weiß, was für Schwierigkeiten Sie damit heraufbeschwören und wie viele Abenteuer Sie sich damit auf den Hals heken! Denn daß ein solcher Aufruf alle möglichen Begierden erweckt und Versuche zeitigt, auch auf nicht gesetzlicher Grundlage irgendwie als erberechtigt zu erscheinen, ist ja klar!“

(Fortsetzung folgt.)

Das siebente Wunder Dresdens.

Ein Gruß an Oskar Seyffert zu seinem 70. Geburtstage von Kurt Arnold Findeisen.

Die Tausen-
de und Aber-
tausende von
Vergnü-
gungsreisen-
den, die all-
sommerlich
aus allen Him-
melsgegenden
nach Dresden
kommen, ha-
ben es zumeist
auf die sechs
überlieferten
Wunder der
Stadt abge-
sehen, auf den
Zwinger, die
katholische
Hofkirche, die
Brühl'sche
Terrasse, auf
die Sigtunische
Madonna, das
Grüne Gewöl-
be und den
Großen Gar-
ten. Daran
fügen die mei-
sten noch eine
Dampferfahrt
in die Sächsi-
sche Schweiz
und, wenn es
hoch kommt,
nach Meißen;



Oskar Seyffert-Museum, ehemals Landesmuseum für sächsische Volkskunst, im alten Jägerhof in Dresden-Neustadt.
(Photo: Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Dresden.)



Bemalter Brollschrank.

(Photo: Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Dresden.)

damit meinen sie „Elb-
flore und Umgebung“
erlebt zu haben.

Die wenigsten aber
wissen, daß Dresden seit
1913 noch eine Sehens-
würdigkeit ersten Ranges
birgt, eine einmalige Kost-
barkeit, das „Landesmu-
seum für Sächsische
Volkskunst“, das neuer-
dings nach seinem ver-
dienstvollen Gründer und
treuen Verwalter „Oskar
Seyffert-Museum“
heißt. Es ist zu verste-
hen, daß manche Leute ein
gelinder Schauer über-
läuft, wenn sie das Wort
Museum hören; sie denken,
durch Erfahrung gewit-
tigt, an spinnenüberklet-
terte Rumpelkammern und
feuchtkalte Grabverließe,
an lächerlich phantastische
Häufungen von Urväter-
hausrat etwa, der für
Lebendige scheinbar keine
Bedeutung und ganz be-

stimmt keinen praktischen Wert mehr hat. Und leider gibt
es heute noch hier und da solche Schreckenstammern, wenn
auch der verständige Sinn und der verbesserte Kunstge-
schmack unserer Zeit in den meisten solchen Fällen Wand-
lung geschaffen hat.

Das Landesmuseum für Sächsische Volkskunst ist im
überlieferten Sinn überhaupt kein Museum, vielmehr eine
wundervoll harmonische Lebensgemeinschaft all der Dinge,
die zu Notdurft und Zeitvertreib, Werktagspflicht und
Sonntagslust unser Volk aus einem einfach herzlichen
Kindergemüt heraus erzeugte und in Gebrauch hatte, da-
mals, als es noch Jahrzehnte, Jahrhunderte jünger war
als heute. Denn wie jeder Mensch im kleinen die Ent-
wicklung der ganzen Menschheit durchmacht, so gleicht sei-
nem Wachstum auch das Wachstum seines Volkes, seines
Stammes, und so hat auch sein Volk und sein Stamm
eine schöne, in allen Regenbogenfarben schimmernde Kin-
derzeit gehabt. Und wie für jeden Menschen Kraft, Trost,
ja so etwas wie Segen aus den Tagen kommt, da er jung
war, so geht eine zwingende Beruhigung, eine Kraftzufuhr
und eine Aufmunterung, die einem Segen gleichkommt,
von der stilleren, seelenvolleren Zeit aus, die wir die
Kinderzeit unseres Volkes nennen müssen. Und das ist
der Gewinn, der im Landesmuseum für Sächsische Volks-
kunst in einer besonders glücklichen Offenbarung auf jeden
Besucher wartet. An keiner ähnlichen volkstümlichen
Kunststätte Deutschlands (um nur von Deutschland zu
sprechen) liegt vielleicht der Weg so klar und sympathisch
aufgezeichnet, der Weg, der in die heilsame Boden-

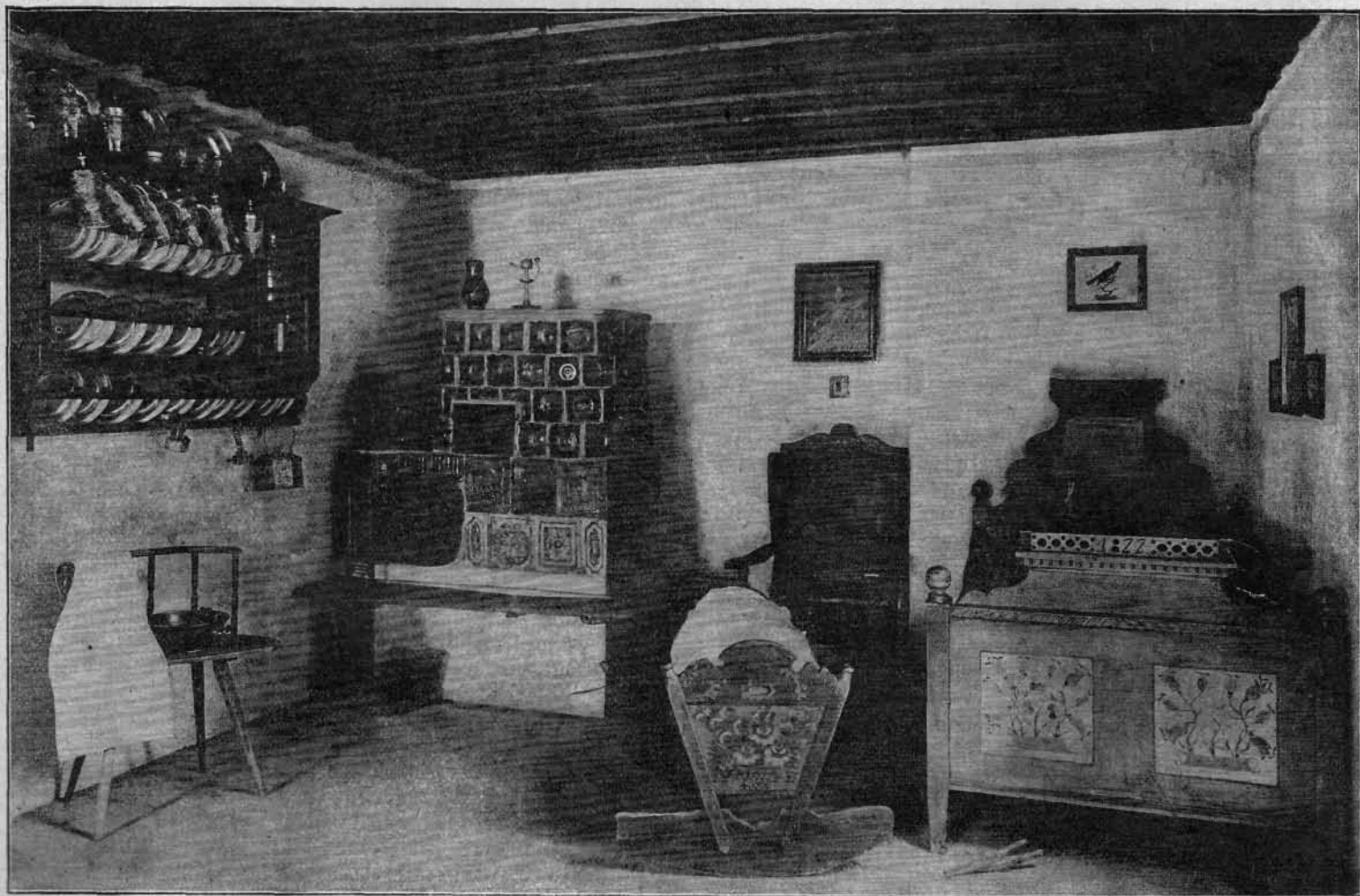
ständigkeit und Naturnähe, in die ehrliche Gesinnung und schöpferische Einfalt unserer Altvorderen weist, in Eigenschaften, die nicht etwa romantisch gepriesen werden, weil sie ausgestorben scheinen, sondern weil wir täglich mehr und mehr einsehen lernen, daß Amerikanisierung, Mechanisierung und Materialisierung der Welt, gegen die wir jene Eigenschaften austauschen mußten, das letzte Glück ganz gewiß nicht bedeuten.

Treten wir zu einem kurzen Besuch in diese merkwürdige Gemeinschaft seelenbunter Dinge ein. Sie ist stilgerecht untergebracht im stimmungsvollen „Jägerhof“ zu Dresden-Neustadt, dem vorsichtig erneuerten Ueberrest eines kurfürstlichen Jagdschlusses, und wird vom Landesverein Sächsischer Heimatschutz verständnisvoll erhalten. Das Schloßchen liegt nicht etwa in einer ausgefallenen „pensionierten“ Gegend, wie manche meinen, sondern nur durch einen sich aus sich selbst belohnenden Gang über die schönste Dresdner Elbbrücke, die Augustusbrücke, von Zwinger, Hofkirche und Brühl'scher Terrasse getrennt.

Gleich beim Eintritt kommt der Raum auf uns zu mit Farbe, Licht und fröhlicher Buntheit wie eine Weihnachtsstube unserer Kinderzeit. Die schlichten Bogengänge des alten Gebäudes leiten langhin, ohne Ueberredungsphrasen nötig zu haben. In einem ländlich festlichen Zimmer ist der Tisch für uns gedeckt mit altgediegenem Zinngeschirr; wir fühlen uns aus einem vertrauten Herzen heraus willkommen geheißt. In einer Lausitzer Stube redet alles, das grundehrliche Holzgestühl, die solide Mauerung des Ofens, die Art, wie die Dinge mühe-los aufeinander abgestimmt sind, die Sprache, oder vielmehr die rüstige Mundart einer Sachlichkeit, die nicht erst als „neue“ Sachlichkeit angeboten zu werden braucht, um Beifall zu finden. Lebensvolle Zusammenstellung von handwerklichen Arbeiten, vor allem von volkstümlicher Keramik, überrascht durch die innere Notwendigkeit, mit der alles gestaltet scheint. In einer kleinbürgerlichen „guten“ Stube wohnt der innige Geist des deutschesten aller deutschen Maler und Zeichner, der echte Geist Ludwig Richters.

Die Treppe führt empor zu Raspertheater, Guckkasten, Puppentheater, zu Jahrmarkts- und Vogelschießherrlichkeit, zu einer jener freundschaftlichen Hugenstuben, zu einer vogtländischen Spinnstube und zu dem unvergeßlichen erzgebirgischen Weihnachtsraum. Dieser Bethlehemswinkel mit seinen beglückenden Christwundern, den geschnitzten Bergleuten und Engeln, Stand- und Hängeleuchtern, Drehtürmen (sogenannten Pyramiden) und Krippen ist allein schon eine Sehenswürdigkeit, die sich unverlierbar einprägt. Dazu prangen hier die kulturgeschichtlich so aufschlußreichen Volkstrachten der Altenburger, Vogtländer, Erzgebirger, Meißner und der evangelischen und katholischen Wenden. Das blüht und prunket um einen wie ein sommerlicher Bauerngarten, ein Garten, der von altmodischen Blumenbüschen voll ist. Lehrreich, gebieterisch, überzeugend führt aus den nächsten Zimmern die menschliche Entwicklungskurve von Gestern ins Heute und Morgen, aus der abergläubischen Dumpsheit der wendischen Wöchnerinnenkammer in die Hygiene der praktischen Vernunft, aus engen und finsternen Handweberstuben in die lichten Säle durchgeistigter Technik und in den Begriff eines neuen Respektes vor der Arbeit und ihren sozialen Forderungen.

Ueberhaupt herrscht, und das ist einer der Hauptgründe, warum dieses Museum so gar nicht abseitig, überholt, sentimental wirkt, überall das Bestreben, die geheimnisvolle Weiterbewegung aus dem Gestern durch das Heute ins Morgen zu zeigen, die schicksalhafte Verwobenheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ueberall, wo vortreffliche Ueberlieferung (beispielsweise der Volkskunst) fruchtbare Fortentwicklung, Bereicherung, Entfaltung unter veränderten Gesichtspunkten verheißt, hält es das Museum für seine unerläßliche Pflicht, neue Ansätze, neue Experimente, neue Perspektiven anzudeuten. Das beweist eine herrliche Sammlung neuer volkstümlicher Keramik, das beweisen überwältigend reichhaltige Ergebnisse von Versuchen auf dem Gebiet eines aktuellen, aber doch aus bester Tradition gespeisten heimatischen Kunstgewerbes (besonders in Spitzen und in Spielwaren dargelegt), das beweist eine funterbunte Galerie von Kinderzeichnungen aus



Lausiger Bauernstube.

(Photo: Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Dresden.)

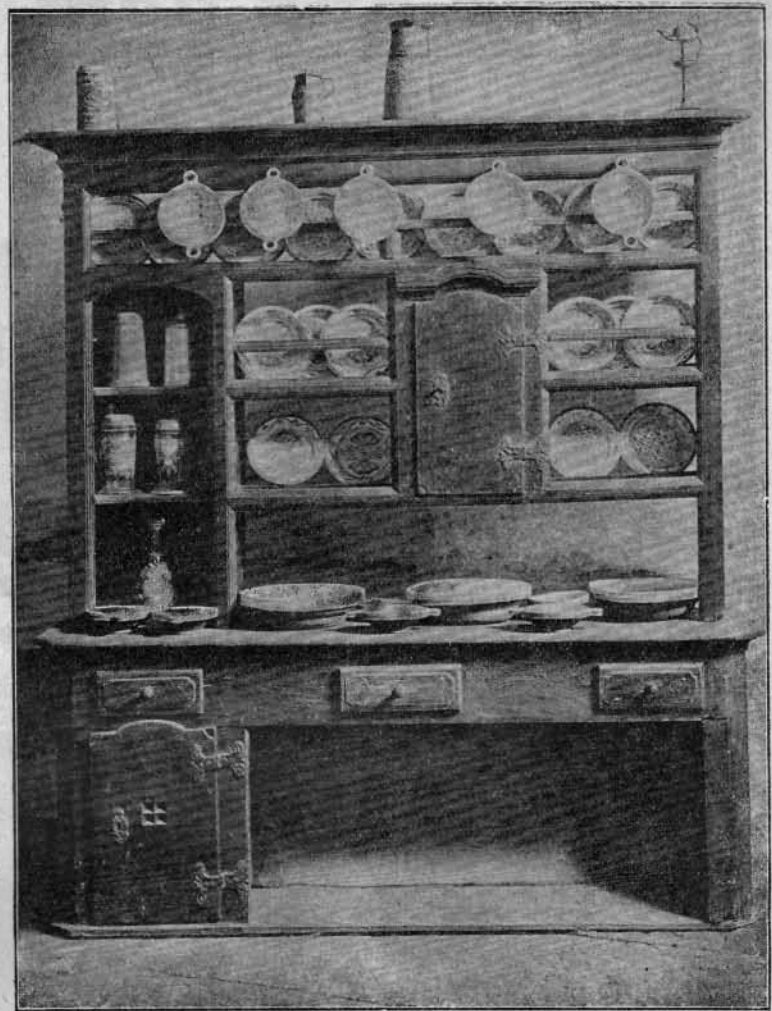
den Schulzimmern von heute, die sich, einer geheimnisvollen Gefährlichkeit gehorchend, mit der Urwüchsigkeit primitiver Bauernmalerei beglückend berühren.

Es ist kein Zweifel: dieses Museum ist lebendig, in gewissem Sinne unvergleichlich, eine große Sehenswürdigkeit! Man braucht von den Schätzen, die es in seinem zweiten Obergeschoß birgt, gar nicht noch zu reden. Immerhin sei erwähnt, daß hier eine zweite gutbürgerliche Stube, ein mit liebevollem Sichbescheiden und mit sichtlicher Freude an den Kleindingen des Lebens ausgestattetes Zimmer, aus der Ausgeruhtheit der Biedermeiertage anmutigen Frieden spinnt. Daneben kann die Materialechtheit bejahrter Kupfer-, Messing-, Zinngefäße bewundert werden; seidenweiche, mattglänzende Stroharbeiten, die in Sachsen einmal in Schwung waren, lassen erprießliche kunstgewerbliche Möglichkeiten vermuten. Ueberall aber blüht hier, wie im ganzen Museum, der Dinge tieffter Sinn auf, weil diese Dinge nichts anderes sein wollen, als sie selber.

Wer irgend einen Instinkt für unverwüßliche Wertaufspeicherungen und latente Starkstromleitungen gemüthbildender Kräfte hat, wird nach diesen oberflächlichen, flüchtigen, schändlich lückenhaften Andeutungen immerhin ahnen, woran er mit dem „Oskar Seyffert-Museum“ ist.

Jedenfalls macht es das „siebente Wunder“ Dresdens aus; und wer in die schöne Stadt der schönen Künste kommt und diese volkstümliche Kunststätte nicht besucht, der hat wohl in ein ausdrucksvolles edles Antlitz geblickt, aber er hat den lebenswürdigsten Zug seines Mienenspiels nicht bemerkt, ein verstecktes, gütiges, tief aus dem Herzen kommendes, erlösendes Lächeln.

Tellerbrett aus der Dresdner Gegend.
(Foto. Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Dresden.)



Kleiner Ausflug in die Schneelandschaft.

O, wie ist die Welt schön! Trotz allem. Da ringt sich der Tag schwer aus dem Dunkel, die Dämmerung zögert, und lange schon kündigt sich der Glutball der Sonne hinter den Bergen an, bevor er sich bequemt, über die blauen Zinnen der Ferne emporzu steigen. Aber dann hat er sich doch befreit aus der nächtlichen Haft, und nun schießt er seine Strahlenbündel über die glitzernde Erde. Ja, glitzernd im reinen Weiß frisch gefallenem Schnees, der die weiten Flächen deckt, sich auf Dächern und Zäunen, auf Wegsteinen und Bäumen gehäuft hat.

Und nun schickt noch einmal einen Blick zurück nach der eigenen Behausung. Leb wohl! Für ein paar Stunden kannst du mir gestohlen bleiben mit deiner Enge, deinen zwängenden Wänden! Die Freiheit lockt und die Schönheit der Erzgebirgsberge, die Einsamkeit und Weite der großen Natur, die so groß ist, daß sie auch ganze Scharen von Ausflüglern noch nicht um ihre Größe und Erhabenheit bringen können. Und nun die Lungen geweitet, die Kräfte angespannt, die Blicke hell vorausgeschandt dem Wege, in dem man die ersten Spuren tritt. Vor mir keiner in dieser Stille. Was nach mir kommt, soll mir gleich sein.

Und die Sonne glänzt und ihre Blicke flirren über den leuchten Schnee, daß die von Stubenarbeit geschwächten Augen schmerzen wollen. Doch das Grün des starren Winterwaldes, unter mächtigen Schneelasten hervorlugend, ist Erholung und willkommener Ruhepunkt. Blau und violett fallen die Schatten, golden sind die Rämme der Schneewehen, und schwarz stehen die Stämme entlaubter Bäume auf dem blendenden weißen Grunde.

Wie ist die Welt schön! Und jetzt erst, wo sich aus dem leichten Dunst, der die Tiefe und die Ferne verhüllt, die zarten Formen der Hügel und Berge, der Dörfchen und Weiler lösen,

die gepunkteten Linien der Landstraßen, die schwarzen Einschnitte der Wasserläufe. O, man dehnt die Brust, man atmet befreit, man glaubt, unendlich weit liege alles hinter einem, was man verlassen hat und was einem Enge und Bedrängung zu sein schien!

Aber auch ein solcher Tag dauert nicht immer. Die Sonne neigt sich allzufrüh dem westlichen Horizonte zu, und ein Blick auf die Uhr belehrt, daß man — zurück muß. Schweren Herzens? Ach nein, denn nun zieht es bereits ein wenig in den Beinen. Langstreckenläufer im Schnee müssen trainieren, und die edelste Begeisterung der Stubenhocker hilft nicht darüber hinweg, daß die vorhandenen Kräfte zu den freiwillig aufgenommenen Anstrengungen in wenig günstigem Verhältnis stehen.

Hinein in den Autobus! Doch, o weh! Es sind ihrer allzu viele. Ein Uebermüdeter allein ist sich meist zu viel. Endlich am Ziel! Gott sei Dank. Und das vor wenigen Stunden etwas scheel angesehene Heim hat auf einmal wieder Wert. Sehr großen Wert sogar.

Aber nächstens geht's wieder hinaus! Denn alles Schöne muß erobert und sein Besitz muß bezahlt werden.

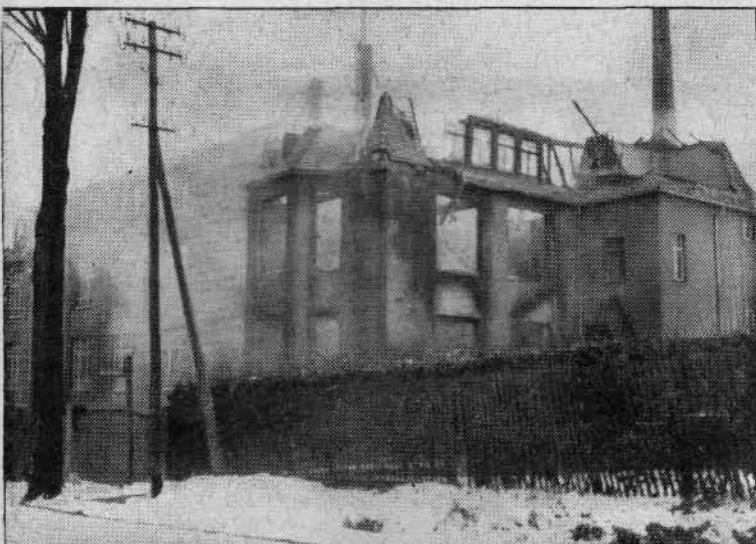
Schnee.

In der weitgewordnen weißen Welt
Stehn wir ratlos, wie alleingelassen.
Niemand, der uns an den Händen hält,
Und wir fallen, wie ein Tropfen fällt,
In den Abgrund leerer Wintergassen.

Und wir spüren Wände und ein Dach,
Die uns schmerzhaft in uns selbst versteinen.
Manchmal reißt uns fremde Sehnsucht nach . . .
Und wir schauen unsern Träumen nach,
Und wir wissen nicht, warum wir weinen.

Jürgen Thiel.

Bilder aus dem Obererzgebirge.



Großfeuer in Geyer.

In der Nacht zum Mittwoch brach in der Strumpffabrik Hermann Dieck ein Dachstuhlbrand aus. Da durch Wassermangel jede wirkliche Bekämpfung unmöglich war, brannte das ganze 1909 erbaute Gebäude bis auf die Grundmauern aus. 17 z. T. ganz moderne Maschinen wurden vernichtet. Der Schaden ist groß. Wenn auch die Fabrik nur noch mit eingeschränkter Belegschaft arbeitete, so wurden doch wieder 40 Arbeiter plötzlich brotlos.

(T. A. W.-Photodienst)

Vergebliche Radiumsuche in Oberwiesenthal.

Die photographische Aufnahme des Titelbildes der letzten T. A. W.-Ausgabe stammt nicht von Photograph A. Meiche, Annaberg, sondern von Photo-Kaden, Oberwiesenthal.

Goldene Hochzeit feiern



Wilhelm Peter und Frau Anna geb. Stöckl in Töschstadt

am 21. Febr. 1932. Der Jubelbräutigam steht im 75., die Jubelbräut im 73. Lebensjahre. Wir wünschen ihnen ein noch recht langes gemeinsames Zusammensein.

Feuerwehr-Veteranen unserer Heimat.



Der „Vater“ der Geyerswehr Ehrenkommandant Julius Esche (Bild links) hat nach fast 46-jähriger Tätigkeit sein Amt als Führer aus Gesundheitsrücksichten niederlegen müssen und wurde als Gründer und verdienstvoller Führer der freiwilligen Feuerwehr Wieta von der Gemeinde und der Wehr hoch geehrt.



Mitgründer der Freiwilligen Feuerwehr Schma Schuhmachermeister Louis Böttger (Bild oben) blickt auf eine über 50 Jahre lange Wehrtätigkeit zurück. Der rüstige 84-jährige stellt noch heute als Signalist seine Kräfte zur Verfügung und scharft weiter in seinem Handwerk.

Beiden verdienten Wehrleuten wünschen wir einen weiteren recht gesegneten Lebensabend.

Eine treue T. A. W.-Leserin



66 Jahre hält Frau Selma v. Albert in Annaberg, die Witwe von Klempnermeister Albert, unsere Zeitung. Die 85-jährige ist erfreulich rüstig und noch immer unermüdlich tätig. Ihrer Ehe waren 13 Kinder beschieden und 13 gesunde Urenkel verschönern ihr den Lebensabend. Wir hoffen und wünschen, mit ihr durch das T. A. W. noch recht viele Jahre verbunden zu bleiben und grüßen die treue Abonnentin mit einem herzlichen „Gut auf!“.

durch das T. A. W. noch recht viele Jahre verbunden zu bleiben und grüßen die treue Abonnentin mit einem herzlichen „Gut auf!“.

Überall im Obererzgebirge hatten die Kinder am Fastnachts-Dienstag den alten beliebten Kummenschanz hervorgeholt und belustigten sich in bunter Verkleidung. Nebenstehendes Bild des T. A. W.-Photodienstes zeigt eine Gruppenaufnahme aus Cranzahl.

Fastnachts-Nachklang.

